

Einleitung

Später würde Delila Lačević sagen, der Granatsplitter in Ihrem Körper habe den ganzen Tag gejackt. Sie war erst neunzehn Jahre alt, besaß aber das Gespür eines alten Menschen für Gefahr. Es war kurz nach Mittag am 5. Februar 1994, und wir standen vor einem Mietshaus in der Logavina, als wir den Einschlag hörten. Es war ein dumpfes Geräusch, nicht alarmierender als das Hupsignal eines Taxis, das sich im Großstadtverkehr seinen Weg bahnt. Ich war zwei Wochen zuvor aus New York gekommen und hatte festgestellt, dass Sarajevo mit seiner eigentümlichen urbanen Geräuschkulisse aus dröhnenden, knallenden und pfeifenden Tönen eine noch lärmendere Stadt ist. Manche dieser seltsamen Geräusche signalisierten eine unmittelbare Gefahr, andere nicht. In der unbekümmerten Unkenntnis des Neuankömmlings erschreckte mich dieser dumpfe Schlag nicht übermäßig. Doch Delila wurde sofort nervös, und ihr Gesicht erstarrte.

»Das hat sich angehört, als wäre es auf dem Markt gewesen«, meinte sie düster. Woher wusste sie das? Konnte sie es wirklich so genau sagen, oder hatte ihr altes Trauma ihre jugendliche Phantasie dazu angeregt?

Ein Jahr zuvor hatte Delila miterlebt, wie ihre Mutter und ihr Vater von einer 120-mm-Mörsergranate zerrissen wurden, als sie um Wasser anstanden. Sie selbst war schwer verletzt worden und hatte noch immer vier Metallsplitter im Körper. Ihrer von Natur aus überschwenglichen Art tat dies jedoch keinen Abbruch. Delila war ein humorvoller, mitteilbarer Mensch – in ihrer lebhaften Art hatte sie ein wenig von einer Schauspielerin –, und sie hatte mich sofort unter ihre Fittiche genommen. Ich schrieb gerade für den *Philadelphia Inquirer* an einer Artikelserie über die Straße,

in der Delila wohnte – die Logavina –, und sie hatte mir angeboten, mich den Nachbarn vorzustellen. An diesem Samstagmittag wollte ich noch schnell zum Markt, um ein paar Zwiebeln zu besorgen, ehe es nichts mehr gab, und Delila wollte sich Zigaretten kaufen. Doch ihr lag sehr daran, dass ich noch einen weiteren Nachbarn von ihr kennenlernte, bevor wir uns auf den Weg machten.

Und so kam es, dass wir auf der Betontreppe eines Mietshauses in der Logavina standen – und nicht auf dem Markt –, als wir den Einschlag hörten. Delila bestand darauf, umgehend nach Hause zu laufen. Wir fuhren ohne sie los, die abschüssige Logavina hinunter, bogen nach rechts ab in die Marschall-Tito-Straße, Sarajevos Hauptstraße – und ins Chaos.

Eine Kette aus Polizisten versperrte uns den Weg, während vom Markt her ununterbrochen Klagelaute zu hören waren. Autos fuhren mit quietschenden Reifen vorbei, die Hecktür offen, um möglichst viele Menschen hineinstopfen zu können. Da die Windschutzscheibe meines kugelsicheren Wagens fast acht Zentimeter dick war, konnte ich nicht erkennen, ob sie noch lebten. Mein Fahrer murmelte nur »granata«. Und da er wusste, dass einer Granate oft eine zweite folgte, brauste er in Richtung Holiday Inn. Dort holten wir John Costello, den Fotografen des *Philadelphia Inquirer*, ab, und wenige Minuten später waren wir wieder am Ort des Geschehens.

Inzwischen lag eine gespenstische Stille über dem Markt, nur eine Handvoll sichtlich angespannter, mit Kalaschnikows bewaffneter Polizisten war zu sehen. Die Leichen waren abtransportiert worden, nicht aber einzelne Überreste. Ein Mann brachte einen schwarzen Schnürstiefel fort, in dem noch ein Fuß steckte. Wir gingen zwischen den mit Wellblech überdachten Marktständen herum und sahen uns die Überreste an: Einkaufstaschen, in panischer Angst

fallengelassen. Ein blauer Schulranzen, aus dem kleine braune Äpfel gerollt waren, und das in einer Stadt, wo kein Bissen Essbares weggeworfen wurde.

Es war ein für Februar ungewöhnlich schöner Tag – weshalb der Markt besonders gut besucht war –, und das Sonnenlicht spiegelte sich in den Blutlachen. Man konnte sehen, wo man die Opfer weggezogen hatte; die Schleifspuren wirkten wie mit einer Farbwalze aufgetragene rote Farbe. Die Waren lagen größtenteils noch unberührt auf den Tischen, kleine Berge Kartoffeln und ja, auch Zwiebeln, säuberlich aufgeschichtet wie Kanonenkugeln. Ein Reporterkollege, den ich kannte, entdeckte den abgetrennten Kopf eines Mannes, der auf einem Tisch gelandet war und nun dort lag wie ein Kohlkopf, der zum Verkauf angeboten wurde.

Als wir am nächsten Tag wieder in die Logavina gingen, war Delila blass und bedrückt. Sie sei in Tränen ausgebrochen, erzählte sie mir, als sie die Nachricht gehört habe. »Ich habe geweint, als hätte es mich selber getroffen, als wäre die ganze Geschichte mit meinen Eltern noch einmal vor mir abgelaufen«, sagte sie.

Achtundsechzig Menschen starben auf dem Markt an jenem Tag – durch eine einzige 120-mm-Mörsergranate, die gleiche Waffe, die Delilas Eltern getötet hatte. Es war eine weitere Bestrafungsaktion gegen die Bewohner Sarajevos, die sich den bosnischen Serben nicht ergeben wollten, und der schwerste Einzelangriff im Bosnienkrieg bis zu diesem Zeitpunkt. Aber nach zweiundzwanzig Monaten Belagerung war es nur einer von vielen sehr, sehr schlimmen Tagen.

Die Logavina ist eine sechs Häuserblöcke lange Lektion in Geschichte. Wer die Logavina kennt, der kennt auch Sarajevo und begreift, was diese Stadt einmal war und was aus

ihr geworden ist. Wer diese Straße kennt, der weiß um die Kraft und den Einfallsreichtum, den ganz gewöhnliche Menschen aufbringen können, wenn es ums Überleben geht. Hier wie überall hatte der Krieg das Unterste zuoberst gekehrt. Er hatte reiche Männer zu Almosenempfängern gemacht und sogar Licht in Dunkelheit verwandelt.

Vor dem Krieg hatten sich die Bewohner der Logavina auf heitere, sonnige Tage freuen können, an denen sie Spaziergänge in der Innenstadt machten. Jetzt warteten sie auf Nebel und Regen, die sie vor den Scharfschützen verbargen. Vor dem Krieg waren die besten Häuser in der Logavina diejenigen in Südlage mit freiem Blick auf den Berg Trebević gewesen, auf dem bei den Olympischen Winterspielen 1984 die Bob- und Rodelwettkämpfe ausgetragen wurden. Jetzt waren der Berg und die früheren Skihütten von bosnischen Serben besetzt und ihre schweren Artilleriegeschütze auf Sarajevo gerichtet.

Esad Taljanović, ein Zahnarzt, wohnte in einem der schöneren Häuser der Logavina; es besaß ein Spielzimmer mit einem großen Erkerfenster, von dem aus man auf den Berg sah. Er hielt es aber verschlossen, damit seine Kinder nicht dort spielten. »Was soll ich sonst tun?«, fragte er aufgebracht und mit einem hilflosen Achselzucken. »Wie soll ich meinen Kleinen erklären, dass dort oben Leute sind, die sie umbringen wollen? Wie soll ich das überhaupt jemandem erklären?«

Esads Vater wurde 1993 von einer Granate getötet, während er im Lehnstuhl an einem Fenster ein Nickerchen hielt. »Mein Vater ist in meinen Armen gestorben«, erinnerte er sich, »und ich konnte nur denken: ›Gott sei Dank hat es ihn erwischt und nicht eins der Kinder.««

Am Tag des Massakers auf dem Markt war Zijo Džino, ein liebenswürdiger Mann von neunundfünfzig Jahren, den ich zwei Wochen zuvor kennengelernt hatte, außer sich vor

Zorn. »Das hat nichts mit Krieg zu tun, das ist Mord. Wenn sie normale Menschen wären, würden sie an die Front gehen und kämpfen, statt Bomben auf Zivilisten zu werfen.« Jeder in der Logavina, mit dem wir sprachen, hatte von einem Verwandten, einem Freund oder Nachbarn zu berichten, der getötet worden war. Beispielsweise von dem sechsjährigen Jungen, der ums Leben kam, als er zum Fenster lief, um zu beobachten, wie Granaten im Hof einschlugen. Seine Mutter badete gerade und kam nicht mehr rechtzeitig hinzu, um ihn vom Fenster wegzuziehen. Oder von der Frau, die für fünfzehn Sekunden das Haus verließ, um den Abfall wegzubringen, und von einer Granate getroffen wurde.

Bis Ende 1995 verzeichnete das Bosnische Institut für öffentliche Gesundheit mehr als 10 000 Tote und 61 000 Verletzte, und das in einer Stadt mit rund 360 000 Einwohnern während des Krieges. Also standen die Chancen, dass es einen selber traf, ungefähr eins zu fünf. Allein in der Logavina, die ein bisschen sicherer war als andere Bereiche der Stadt, wurden vierzehn Menschen getötet und über vierzig verletzt. In der Wohnstraße mit Einfamilien- und kleinen Mietshäusern leben rund 240 Familien, insgesamt etwa 700 Personen.

Die Logavina ist eine der ältesten Straßen in Sarajevo, benannt nach der Familie Logavije, reichen muslimischen Landbesitzern, die sich hier im 16. Jahrhundert niederließen. Sie beginnt im mittelalterlichen Zentrum von Sarajevo und führt von dort nach Norden, hinauf in die Hügel, die die Stadt umgeben. Läuft man die Logavina zu Fuß hoch, gerät man außer Atem, da sie sehr steil ist; im Winter aber, wenn es geschneit hat, bietet sie den Kindern auf ihren Holzschlitten eine wunderbare Abfahrt.

Heute wohnen hier überwiegend Muslime, wenn auch

nicht ausschließlich. Niemand versäumte, Besucher darauf hinzuweisen, dass hier noch immer Serben leben, und zwar so, wie alle anderen auch. »Wir wohnen hier seit 43 Jahren unter Muslimen«, sagte Milutin Djurdjevac, ein älterer Serbe, zu mir. »Die Fanatiker da oben schießen auch auf mich. Mir macht mehr zu schaffen, dass ich hier erschossen oder durch eine Granate getötet werden kann, als die Tatsache, dass ich als Serbe in Sarajevo lebe.«

Es gibt drei Moscheen in der Logavina, deren weiße Minarette zur unverwechselbaren Silhouette von Sarajevo gehören. Wenige Straßen entfernt befinden sich die alte orthodoxe Kirche, die römisch-katholische Kathedrale und ein jüdisches Museum.

An der Architektur lässt sich ablesen, welche Herrscher Bosnien im Laufe der Jahrhunderte unterworfen und besetzt haben. Am unteren Ende der Logavina beginnt die Bašaršija, das historische türkische Marktviertel mit kopfsteingepflasterten Gassen, Kupferschmieden und kleinen Kaffeestuben. Sie ist das Vermächtnis der Osmanen, die Bosnien 1463 eroberten und den islamischen Glauben mitbrachten.

Weiter oben in der Straße stehen einige der stattlicheren Häuser Sarajevos, prächtige Gebäude, in Rosa- und Gelbtönen gestrichen mit dem typischen Fassadenschmuck der österreichisch-ungarischen Monarchie, die in Bosnien bis zum Ersten Weltkrieg herrschte. Es folgen, in tristeren Tönen, Betonklötze mit Mietwohnungen, die unverkennbar den Stempel der kommunistischen Ära Jugoslawiens tragen.

In früherer Zeit hatte die Logavina zu den besseren Adressen in Sarajevo gezählt; hier lebten Kaufleute und Landbesitzer. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als Marschall Tito an die Macht kam, wurden jedoch viele der größeren Häuser beschlagnahmt und abgerissen. Die Kommunisten

änderten auch den Namen der Straße in Kaukčije Abdulah Efendije, nach einem bosnischen Patrioten des 19. Jahrhunderts, der wegen seines Widerstands gegen die Habsburger hingerichtet wurde. Doch der Name setzte sich nicht durch – die Anwohner bevorzugten stets das kürzere Logavina, wie sie seit 1993 offiziell wieder heißt. Für neue Straßenschilder hatte die Stadt allerdings kein Geld.

Als John Costello und ich im zweiten Kriegswinter in Sarajevo eintrafen, wurde die Stadt gerade von einer neuen potenziellen Besatzungsmacht umgestaltet: den bosnischen Serben. Die Stadt war dreiundneunzig Wochen in Folge mit Granatfeuer beschossen worden und erinnerte an jene Science-Fiction-Filme, die nach einer Atomkatastrophe spielen. Keiner der Läden in der Logavina hatte geöffnet. Streunende Hunde suchten nach Futter und bellten Passanten drohend an. Oft waren es ausgesetzte Haustiere, für die ihre Besitzer kein Futter mehr hatten. An der Kreuzung Logavina/Marschall Tito spähten wir in die gespenstische Ruine des Caffè Elvis mit kaputten Fensterscheiben und leerer Sonnenterrasse. Die Bozadžijina-Moschee weiter oben war mit einem Vorhängeschloss versehen, davor türmte sich Müll auf; ein Teil des Minarets war weggesprengt.

Kein einziges der siebzig Gebäude in der Logavina war vom Granatfeuer verschont geblieben, jede Fassade von Granatsplittern verunstaltet wie von Pockennarben. Teilweise zerstörte Dächer waren mit roten Plastikplanen abgedeckt, Fensterscheiben durch dünne Plastikfolie ersetzt. Auch die Fahrzeuge waren nur noch Wracks, von Kugeln durchlöchert, ohne Reifen und Sitze – man hatte sie als Brennmaterial verwendet. Bei Benzinpreisen von 25 Dollar pro Liter fuhr kaum noch jemand mit dem Auto. Der Verkehr beschränkte sich auf UN-Lastwagen und Panzer, die lärmend durch die Straßen rollten.

Während wir die Logavina hinaufstiegen, atemlos vor Anstrengung – und vielleicht vor Angst –, wurden auch die Fußgänger immer weniger. Ein handgeschriebenes Schild an der Kreuzung warnte *pažnja snajper!* (Vorsicht! Scharfschützen!) In der Mitte der Straße befand sich ein eigenartiger, spiralförmiger Abdruck, als wäre ein monströses Tier über noch feuchten Asphalt gestapft. Eine alte Frau wandte im Vorbeigehen den Kopf und spuckte darauf. Später erfuhren wir, dass es die Spur einer 120-mm-Mörsergranate war – die Leute sagten tatsächlich Pfotenabdruck dazu –, und abergläubische Menschen meinten, es würde weiteres Unheil abwenden, wenn sie daraufspuckten. Nach dem Ende der Belagerung Sarajevos gossen die Bewohner diese Granateneinschläge mit rotem Harz aus – zum Gedenken an die Todesopfer. Und sie nannten sie die Rosen von Sarajevo.

Wir befanden uns in einer exponierten Zone unmittelbar neben einem großen Stück offenen Landes, dem muslimischen Friedhof. Hier waren Delilas Eltern begraben, keine zehn Meter von ihrer Haustür entfernt. Wegen der Scharfschützen besuchte sie das Grab jedoch nur selten. »Vor ein paar Tagen habe ich ihnen Plastikblumen aufs Grab gelegt«, erzählte sie mir, »aber sie wurden fortgeweht. Und jetzt traue ich mich nicht mehr hin.«

Es war eine Zeit der Angst in Sarajevo. Bei Tageslicht war es wegen der Scharfschützen zu gefährlich, das Haus zu verlassen; nachts lief eine Furcht einflößende, pervertierte Ton- und Lichtschau. Allein die Geräusche machten einen schon verrückt. Durch Sarajevos besondere Tallage wurde das Dröhnen des Granatfeuers von den Bergen herunter derart verstärkt, dass es in der ganzen Stadt nachhallte; es war, als befände man sich im Innern einer riesigen Kessel-pauke. Ohne Straßenbeleuchtung war die Stadt ein dunkles Vakuum, durchbohrt von Leuchtspurgeschossen und nur

erhellte von häufig ausbrechenden Bränden. Und es lag ein beißender Gestank in der Luft von den Öfen, in denen die Bewohner Sarajevos in dem verzweifeltsten Versuch, sich ein bisschen Wärme zu verschaffen, Schuhe, Plastik und andere Dinge verbrannten, die nicht zum Heizen gedacht waren.

Als Vergeltung für die Abspaltung Bosniens vom serbisch dominierten Jugoslawien hielten militante serbische Nationalisten Sarajevo seit April 1992 in Geiselhaft. Die bosnische Hauptstadt, umgeben von Bergen, war nicht zu verteidigen. Dort oben verschanzt, konnten die Serben Sarajevo so leicht von der Außenwelt abschneiden wie ein Kind ein Insekt in einem Trinkglas, wenn es die Hand darüberhält. Eine Kriegsführung wie im Mittelalter – durch Belagerung im Stil des 20. Jahrhunderts. Die Serben unterbanden die Versorgung mit Lebensmitteln, Benzin und fließendem Wasser, ebenso moderne Annehmlichkeiten wie Elektrizität, Telefon- und Postverkehr.

Suada Čausević, eine Nachbarin von Delila, beschrieb den unglaublichen Kulturschock, den das Leben unter primitiven Belagerungsbedingungen in der modernen Welt bedeutet. Wie alle anderen benutzte auch sie eine Autobatterie, um fernsehen zu können; so konnte sie auch Sender aus dem knapp 200 Kilometer entfernten Belgrad empfangen. »Im Belgrader Fernsehen sah ich Werbung für Pizza. Können Sie sich das vorstellen? Eine Pizza? Ich hatte für meine Tochter außer Bohnen und Reis nichts zu essen. Ich hätte heulen können!«

Bei unserem Treffen war Suada im fünften Monat mit ihrem zweiten Kind schwanger, und sie wog kaum fünfzig Kilo. Zweimal schon hatte sie beinahe eine Fehlgeburt erlitten, hatte aber zu viel Angst, ihren Zufluchtsort im Keller zu verlassen, um einen Arzt aufzusuchen. »Wir leben wie Vögel in einem Käfig.«

Die Menschen hatten sich mit gutem Grund unter die Erde geflüchtet. Wenn sie nicht in einem Bunker Schutz suchten, dann zumindest in der sichersten Ecke ihres Hauses. Kase-ma Telalagić, eine siebenunddreißigjährige Ärztin, hatte sich mit ihrem Mann, zwei Kindern und der Schwiegermutter notdürftig in der Waschküche eingerichtet.

»So leben die Ärzte heutzutage in Sarajevo«, sagte Kasema mit einem Lachen. Oben im Haus gab es ein Himmelbett, ein Esszimmer mit samtbezogenen Stühlen und einem Sofa, alte Gemälde und eine hochmoderne Küche mit Mixer, Entsafter, Mikrowelle und Espressomaschine. Als wir in der Waschküche saßen, vor deren einzigem Fenster Sandsäcke zum Schutz aufgestapelt waren, holte sie ein Fotoalbum hervor, um uns Bilder von ihrem restlichen Haus zu zeigen.

Allen lag sehr daran, uns deutlich zu machen, dass sie nicht immer so gelebt hatten, dass sie keine unzivilisierten Menschen waren. Meistens zogen sie schon nach wenigen Minuten verblasste Schnapshots von Skiferien in der Schweiz oder einem Strandurlaub am Mittelmeer hervor. Sie wiesen stolz auf die modische, meist aus Italien importierte Kleidung hin, die sie früher getragen hatten. Die Menschen von Sarajevo kannten sich aus in der Welt, und viele hatten im Ausland gearbeitet.

Suad und Buba Hajrić, beide in den Fünfzigern, schlossen ihren Fernseher samt Videorecorder an eine Autobatterie an, um uns einen Film von ihrem Wochenendhaus zu zeigen, das rund drei Kilometer entfernt von der Logavina auf einem Hügel lag. Suad hatte das Haus in Eigenleistung gebaut und fast 300 000 Dollar investiert. Aber, wie Immobilienmakler sagen: Die Lage ist entscheidend. Dort, wo sich das Haus befand, verlief nun die Front, und es wurde bereits in den ersten Kriegswochen zerstört.

Sie legten ein anderes Videoband ein. Es zeigte ihren

einundzwanzigjährigen Sohn, ihr einziges Kind, in San Diego. Er hatte in der bosnischen Armee gekämpft und schwere Beinverletzungen davongetragen; zum Glück hatte er evakuiert werden können. Die Eltern wussten nicht, wann sie – und ob überhaupt – aus Sarajevo herauskämen, um sich mit ihm zu treffen.

»Diese Straße hat sehr viel durchgemacht«, sagte Suad Hajrić. Er deutete in den Hinterhof zu der Stelle, wo sein Vater 1943 getötet worden war, als alliierte Truppen eine benachbarte, von den Nazis besetzte Schule bombardierten. »Auch im Zweiten Weltkrieg sind schreckliche Dinge passiert, aber es war nicht so schlimm wie heute. Damals fuhren trotz allem die Straßenbahnen. Wir haben hier seit fast zwei Jahren keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr.« In der Woche nach dem Massaker auf dem Markt neigten die Bewohner Sarajevos besonders zu düsteren Gedanken. Der Anschlag wurde am zehnten Jahrestag der Olympischen Winterspiele in Sarajevo verübt, dem größten Ereignis in der modernen Stadtgeschichte. Als sie die Opfer vom Markt auf einem früheren Trainingsgelände beim Zetra-Stadion begruben, das für die Olympischen Spiele errichtet worden war, übertrug das Fernsehen gerade die Eröffnungsfeier der Winterspiele 1994 im norwegischen Lillehammer.

Jela Džino wusste noch genau, was sie zehn Jahre zuvor für die ausländischen Besucher gekocht hatte, die in Scharen nach Sarajevo kamen. Sie beschrieb mir den dalmatinischen Fischeintopf und den Grillteller. Ihre Tochter Alma war Betreuerin der deutschen Olympiamannschaft gewesen und hatte ständig Fremde mitgebracht, damit sie die berühmte Kochkunst ihrer Mutter kennenlernten. Aus einem Schrank holte Jela einen ganzen Berg Erinnerungsstücke von damals: Skimützen, Schals, Poster, die Sonderausgabe einer japanischen Zeitschrift über Sarajevo. Darin

gab es ein Bild der blonden Alma, wie sie lächelnd auf ihren Skiern steht. Alma flüchtete bei Kriegsbeginn aus Sarajevo und ging nach Johannesburg. Jela und ihr Mann Zijo haben von ihr und ihrer Enkelin seit sieben Monaten nichts gehört.

»Es ist ein furchtbares Schicksal«, klagt Jela mit Tränen in den Augen. »Meine Alma, sie ist so hübsch. Sie spricht fließend deutsch. ›Aus welcher Gegend in Deutschland stammen Sie?‹, haben die Leute aus Deutschland sie immer gefragt«, fährt Jela, inzwischen laut schluchzend, fort.

Fuad Kasumagić, ein Cousin der Džinos nebenan, erinnerte sich noch mit schmerzhafter Klarheit an den Morgen des 9. Februar 1984. Er war am Vorabend zu einem Empfang anlässlich der Eröffnung der Olympiade eingeladen gewesen. Freunde aus Slowenien, im Nordwesten des damaligen Jugoslawien gelegen, hatten ihm schwer zugesetzt.

»Es hatte in diesem Jahr noch nicht geschneit bei uns. Die Slowenen waren sehr neidisch, dass wir die Olympischen Spiele bekommen hatten, und zogen uns ständig wegen des Wetters auf. Aber dann, nach der Eröffnungsfeier, gab es über Nacht starken Schneefall. Als wir aufwachten, lag eine herrlich weiße Schneedecke über der ganzen Stadt. Es war wie eine perfekt ausgeführte Choreographie ... An die Olympischen Spiele haben die Leute in Sarajevo nur die besten Erinnerungen. Wir waren alle ziemlich reich. Wir lebten gut. Jugoslawien war noch Jugoslawien. Slowenen, Serben, Kroaten, alle kamen hierher und fühlten sich wohl. Die Stadt war voller lächelnder, lachender Menschen.«

Fuad stiegen Tränen in die Augen, während er sprach, und er nahm seine Brille ab, um sie abzuwischen.

In seinem Buch *Ist das ein Mensch?* schrieb Primo Levi, dass er und die anderen Gefangenen in Auschwitz, dem berühmtesten Konzentrationslager der Nazis, niemals ihre Fähigkeit verloren, Freude zu empfinden. »Alle erfahren

früher oder später in ihrem Leben, dass ein vollkommenes Glück nicht zu verwirklichen ist, doch nur wenige stellen auch die umgekehrte Überlegung an: dass es sich mit dem vollkommenen Unglück geradeso verhält ... So widersetzt sich dieser Verwirklichung unsere stets unzulängliche Kenntnis der Zukunft, die zum einen Hoffnung und zum anderen Ungewissheit des Morgen heißt.«²

Die Menschen in Sarajevo lernten, aus einem Meer des Elends und der Not kleine Portionen Freude zu schöpfen. Für Kasema Telalagić war Optimismus das kostbarste Gut zum Überleben. »Ich muss denken, dass es besser werden wird, sonst kann ich nicht weiterleben.«

Vollkommen auslöschen ließ sich die Freude nie. Es gab eine Fußballmannschaft in der Logavina, und die Jungen schafften es sogar, in Form zu bleiben, auch wenn sie ihre Fitnessübungen im Schutzbunker machen mussten. Als es keinen Strom mehr gab und die Schulen schlossen, vergnügten sich die Kinder mit Schlittenrennen die Logavina hinunter, ohne sich darum zu kümmern, was weiter unten geschah.

»Man kann das Leben nicht abstellen«, meinte Kasema. »Mein dreizehnjähriger Sohn, er sagt zu mir: ›Ich möchte spielen gehen. Was passieren soll, passiert. Das ist Schicksal.‹ Man kann ihm da schlecht mit Argumenten kommen.« Jeder Tag war eine Feuerprobe und jede Nacht ein Fest für die Überlebenden. Immerhin blieben die einfachen Vergnügungen. Wenn es zu gefährlich war, tagsüber aus dem Haus zu gehen, dann bot die Dunkelheit einen gewissen Schutz vor Scharfschützen. Also gingen die Einwohner Sarajevos nachts spazieren – sie lernten, sich im Dunkeln so gewandt zu bewegen wie Katzen. Ohne konkurrierendes Kunstlicht leuchteten die Sterne in Sarajevo heller als in

2 Levi, Primo: *Ist das ein Mensch?* dtv, München 2000, S. 15.

jeder anderen Stadt, die ich jemals besucht hatte. Es hatte etwas Manisches, wie die Menschen lachten, wie sie eine Tasse Kaffee genossen. Sie lernten, im Augenblick zu leben; der jederzeit mögliche plötzliche Tod lehrte sie, dass vielleicht nur noch ein paar Momente blieben.

»Wenn Sie mir heute eine Packung Zigaretten schenken, rauche ich sie hintereinander weg, weil ich nicht weiß, ob ich morgen noch da sein werde«, sagte Delila Lačević zu mir.

Sead Vranić, ein stolzer, inzwischen mittelloser Mann von sechsundfünfzig Jahren, unternahm mit uns eine Führung durch sein Haus, Zimmer für Zimmer, und zeigte uns die wertvollen Antiquitäten, die zu verkaufen er sich entschieden weigerte. Sein Haus war das größte in der Logavina, eine imposante rosafarbene Villa, die sein Großvater 1925 hatte erbauen lassen. Es war eines der ersten Häuser in Sarajevo, die mit einer Zentralheizung ausgestattet waren. Als ich die Vranićs kennenlernte, war das Familienvermögen längst verbraucht, die Heizkörper eiskalt. Wie das gesamte Haus. Vetka, seine Frau, lag ihm in den Ohren, er solle doch seine Sammlung von 10 000 Sportmagazinen als Brennmaterial verwenden. »Ich kenne Leute in Sarajevo, die Bücher verbrennen«, sagte er, »aber manche Dinge sind heilig.«

Stattdessen verbrannten sie nun Blätter und Zweige aus dem Rosengarten. Als Notbehelf hatten sie mitten im Wohnzimmer ein Öfchen aus Blech aufgestellt. Dort schliefen sie nun, dort kochten sie und erhitzten Wasser zum Waschen. Während wir uns unterhielten, kochte Vetka Tee mit Hagebutten aus dem Garten und entschuldigte sich dafür, dass sie sich keinen Kaffee leisten konnten.

»Dieser Krieg hat uns nicht ins Mittelalter zurückgeworfen, sondern in die Steinzeit«, meinte Sead. »Seit drei Monaten essen wir nichts anderes als Reis und Bohnen, und

wir leben noch. Wir werden aus purem Trotz überleben, um ihnen zu zeigen, dass wir stärker sind als sie.«

Als ich Sead und Vetka an ihrem Herd hantieren sah, dachte ich mir, dass ihre Situation kein bisschen einfacher war als die von Menschen, die durch Lawinen tagelang von der Außenwelt abgeschnitten sind, oder von Überlebenden eines Flugzeugabsturzes, die auf einer unbewohnten Insel festsitzen. Die beiden waren ganz normale Menschen, weder besonders heldenhaft noch körperlich besonders kräftig. Doch indem sie einfach überlebten, durchhielten, bestanden sie einen der mörderischsten Belastungstests des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Als könnte sie Gedanken lesen, sah Vetka Vranić vom Herd auf und fragte mich rundheraus: »Wie würdet ihr Amerikaner unter solchen Bedingungen überleben? Würdet ihr überhaupt überleben?«

Ich konnte ihr, ehrlich gesagt, keine Antwort darauf geben.